

Nr. 251. Bromberg, den 31. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(14. Fortsetzung.)

„Ist sie das?“ fragt der Freund, nachdem sie vorüber ist.

Vitry nickt. Er trinkt sein Glas in einem Zuge aus. Die Hand, die das Glas hält, zittert.

„Donnerwetter — rassiges Weib!“ murmelt Stephan Baron Kroll, noch immer verblüfft, läßt das Einglas aus dem Auge fallen und sieht Vitry an, der mit verkniffenem Gesicht auf das Tischtuch starrt. Kroll ist klein und rundlich, wirkt dabei aber hart und elastisch, wie ein Tennisball. Er hat auf der linken Wange eine rote Narbe, die, von einem Geschoßsplitter herrührend, den Mund etwas schiefgezogen hat. „Ich kann dich ja verstehen, Max“, erklärt er nach einigen Minuten peinlichen Schweigens. „Üble Geschichte, das Ganze — natürlich. Sehr übel. Was soll geschehen? Ich stehe dir selbstverständlich zur Verfügung.“

Vitry zuckt hilflos die Achseln. „Ich weiß wirklich nicht — —“

Kroll runzelt die Brauen. „Aussprache?“

„Ich nehme an, ja.“

„Mein Rat: Tabula rasa — möglichst ohne aufsehenerregende Szenen sich tunlichst anständig aus der Affäre ziehen! Kneifen wäre verkehrt — siehst du ein? Also, gut! Um gewisse Konsequenzen kommt man da nicht herum. Ich verstehe nur eins nicht: Wie du — —“ Kroll bricht ab.

Vitry hebt den Kopf. „Du kennst die Atmosphäre nicht, in der ich die letzten Jahre gelebt habe, Stephan“, sagt er unsicher, nach Entschuldigung suchend. „So was färbt ab. In geordneten Verhältnissen ist es leicht, ein anständiger Mensch zu bleiben . . .“

*

Am Morgen des Tages, an dem die „Hansa“ im Hafen von Adelaide einlaufen soll, kommt Molitor ins Frühstückszimmer des Hotels. Er wird von Clever sogleich bemerkt und stürmisch begrüßt, wie es dem lebhaften Temperament eines echten Terriers entspricht Als Molitor Juliane die Hand reicht, öffnet sie den Mund, sagt aber nichts, sondern sieht ihn nur an. In ihrem Gesicht zuckt es bedenklich.

„Sagen Sie es ruhig!“ ermutigt Molitor sie. „Ich sehe prachtvoll aus — ich weiß.“ Er versucht, dabei zu lächeln, aber der Versuch bleibt in den Anfangsgründen stecken. „Ich habe schon die ganze Nacht kalte Umschläge gemacht und mir Salbe ins Gesicht geschmiert, aber es nützt nichts.“

„Entschuldigen Sie“, bittet Juliane, „aber ich hätte Sie beinahe nicht erkannt! Ihr Gesicht sieht aus wie eine Vollmondlandschaft durchs Fernrohr. Ich kenne es doch nur schmal und glatt.“

Molitor gießt sich Tee ein. Er muß sich gestehen, daß Julianes Vergleich zutreffend ist; aber diesmal lacht er von vornherein nur mit den Augen. Über dem rechten wölbt sich dick und rot ein kapitaler Moskitostich, unter dem linken das Pendant dazu; außerdem zieren ihn mindestens ein halbes Dutzend Mückenstiche und verschiedene Schrammen, die auf Ritte durch den Scrub schließen lassen, unwegsames hohes Stachelgebüsch des unkultivierten Bodens.

„Sie sind mir doch nicht bös?’ erkundigte sich Juliane. „Es war ein dummer Scherz . . . Dies hier wird ja bald vorübergehen, nicht wahr? Aber sicher ist es Ihnen lästig, gerade heute, wo Sie Ihre Braut abholen wollen . . . Haben Sie inzwischen Nachricht?“

„Ich fand gestern ein Kabel vor, als ich zurückkam. Ich hatte mich etwas lange draußen aufgehalten. Reaktion auf die Tage in der Stadt. Als alter Buschmann mußte man sich wieder mal austoben. Nun ist es vorüber.“ Molitor streicht sich ein Brötchen.

Juliane wirft ihm einen forschenden Blick zu. Sie versteht schon: Abschied, Übergabe — Einsargen einer Hoffnung. „Und nun wollen Sie also Ihr Haus einrichten? Das macht Spaß, stelle ich mir vor. Ihre Braut wird entzückt sein von all den schönen Sachen, die Sie angeschafft haben!“

„Ich hoffe. Ich hätte gern alles vorher fertig gehabt; aber der Transport ist sehr umständlich — es geht nicht so schnell. Wenn wir in den nächsten Tagen hinfahren, stehen Möbel und Kisten bei den Fahnen, denke ich. Parker wird mir helfen. Hoffentlich kommt inzwischen kein Unwetter.“

Den Betrieb mit der Fahne kennt Juliane schon aus abendlichen Gesprächen; auch den Nachbar Parker.

„Sie fahren wohl auch heute nachmittag nach Port Adelaide?“ fragt Molitor.

„Ja, mit Mackenzies Wagen. Er selbst auch.“ Sie gibt Clever ein Stück Brot, von dem er gewissenhaft Fleisch und Butter abfrißt. „Haben Sie schon ein Quartier für Fräulein Discail besorgt?“ fragt sie dann.

„Ja, hier im Hotel.“

„Ich auch, für meinen Onkel. Dann wären wir ja alle ziemlich vollzählig beisammen. Bis auf Hendrik. Mein alter Herr muß nun schon bald ein Vierteljahr seine Tulpen und Hyazinthen allein besorgen. Hoffentlich langweilt er sich nicht. Ich glaube eigentlich kaum.“

„Es muß schön dort sein.’

„Ist es auch. Rosenport ist einzig. Schade, daß Sie es nicht kennen!“ Juliane wendet sich dem Fenster zu. Ihr Gesicht hat etwas Kindlich=Sehnsuchtsvolles dabei.

„Aber Sie und Ihr Onkel müssen sich die Hungerfarm ansehen, wenn alles fertig ist! Es wird Sie interessieren.“

„Sicher.“ Sie lächelt schon wieder, wenn auch noch nicht ganz frei. „Kaspar und Zerberus und den Busch und Parker. Natürlich, gern!“

„Werden Sie — —“ fragt Molitor, bricht dann ab, stopft seine Pfeife und setzt sie in Brand. „Werden Sie hierbleiben?“

Juliane, die ihm zugehört hat, zögert. Ihr Gesicht verschattet sich. Versonnen streicht sie langsam das braune Haar zurück. „Ich weiß noch nicht . . .“

Molitor sieht sie fragend an, schweigt aber.

„Ich glaube, es ist Zeit für mich“, sagt sie und steht auf.

Die Passagiere verlassen das Schiff. Hemptin begrüßt Juliane, Mackenzie, Vitry. Molitor, der sich im Hintergrund gehalten hat, geht unmittelbar auf Ines zu, die hinter den anderen zurückgeblieben ist. Er hat sein Aussehen völlig vergessen. „Ines — da bist du also! Bist gekommen — endlich!"

Sie sieht mit dem rätselhaften Blick ihrer blaugrünen Augen unter dem breiten Hut hervor zu dem Manne auf, der vor ihr steht: groß und hager, sonnenverbrannt und — —„Askan — wie siehst du aus?"

Ja so! Er läßt den Arm, den er schon um ihre Schulter gelegt hatte, beschämt sinken, als er dieses schreckvolle Zurückweichen spürt. Sein Lächeln, dessen schmerzhafte Spannung er gar nicht gefühlt hatte, erstirbt. Er spürt erst jetzt, daß es weh tut, als ihm das Blut in den Kopf schießt. „Ja — schrecklich, ich weiß! Doch das geht rasch vorüber. Du siehst ganz erschrocken aus, Kleines. Aber komm nur!"

Nun ist Ines an sich nicht klein, wenn auch kleiner als er. Und erschrocken? Die Schatten unter ihren Augen können davon nicht kommen.

Molitor bemerkt sie jetzt. „Du bist sicherlich abgespannt, ja: Wir wollen uns hier nicht lange aufhalten. Nur das Gepäck . . . Ich bringe dich sogleich zum Wagen." Er läßt den Kuli das Gepäck in den Notsitz verstauen. „Ist das alles — ja?" Er setzt sich neben sie ans Steuer. „Dann kann es losgehen!" Er gibt Gas, wendet ihr noch einmal kurz das Gesicht zu. „Du bist ganz blaß . . . Ist dir schlecht?"

„Laß nur!" Sie versucht ein Lächeln — das erste. „Mir ist nicht gut — verzeih! Ich glaube, ich muß mich gleich hinlegen."

Molitor sieht besorgt aus. Aber er muß sich jetzt um seinen Wagen kümmern, um ihn aus dem Gedränge zu bringen. Als sie frei Bahn haben, sagt er, vor sich auf die Straße blickend: „Du wirst dich schnell erholen. Gegen Abend läßt die Hitze nach. Ich bin so glücklich, daß du schon jetzt gekommen bist! Daß ich dich hier habe — endlich! Sei nur ganz ruhig! Wir erzählen uns später alles; es ist zuviel auf einmal. Das spüre ich doch auch."

Ines erwidert nichts. Weiter vorn, eben noch zu sehen, fährt Mackenzies Wagen, in dem Juliane und Dr. de Hemptin sitzen. Und Prinz Vitry . . .

*

Molitor sitzt in der Halle und raucht. Er bemerkt Juliane und Dr. de Hemptin nicht, die aus dem Speisesaal kommen, um nach oben zu gehen.

Juliane bleibt stehen. „Das ist Molitor — da drüben!" sagt sie zu ihrem Onkel. „Soll ich dich mit ihm bekannt machen, Eugen?"

„Natürlich, gern."

Juliane geht auf den Farmer zu. „Herr Molitor", sagt sie behutsam, als er ihr sein etwas geistesabwesendes und bedrücktes Gesicht zuwendet, „mein Onkel möchte gern Ihre Bekanntschaft machen. Sie haben ja beide durch mich schon voneinander gehört."

Molitor steht Hemptin gegenüber. Diesmal lächelt Hemptin in der Tat; zwar etwas befangen, aber sehr verbindlich. „Ihr Fräulein Braut war meine Mitarbeiterin. Was macht sie denn? Wohnt auch hier im Hotel, höre ich?"

„Es geht ihr leider nicht gut. Sie mußte sich gleich hinlegen."

„Ach?" macht Juliane beunruhigt. „Was fehlt ihr denn? Soll ich mal nach ihr sehen? Mitunter kann man mit einer Kleinigkeit abhelfen." Sie sieht Hemptin an. „Ich gehe mal 'rauf. Bleibst du da?"

„Ich möchte Ihnen ganz gern ein bißchen meine Gesellschaft aufdrängen", wendet sich Hemptin an seinen neuen Bekannten. „Trinken wir einen Whisky-Soda?"

Molitor stimmt zu. Es kommt ihm zum Bewußtsein, daß er Durst hat und daß es wohltuend wäre, mit Ines' früherem Chef über gleichgültige Dinge zu reden.

Diese Absicht liegt indessen bei Hemptin aus bestimmten Gründen nicht vor. Vielmehr wird er beiläufig die Fühler ausstrecken. Es werden doch auch in diesem Erdteil vorsintflutliche Reptilien ausgegraben worden sein? Nun also! Einem Advokaten von einiger Gewandtheit kann es nicht schwerfallen, sich über die Brücke versteinerter Echsen zu den Terrainspekulationen der Standard-Company hinzufinden. — —

„Herein!" Ines richtet sich im Bett auf. „Ach, Gott — Sie sind es, Fräulein ter Steegen? Ich dachte, es wäre das Zimmermädchen. Entschuldigen Sie, bitte!" Jedes Wort ist verstörte Abwehr.

Juliane setzt sich auf den Bettrand, weil auf dem Stuhl daneben abgeworfene Kleidungsstücke wirr durcheinanderliegen. „Ja, Fräulein Discail. Ich wollte mich doch mal nach Ihnen umsehen. Herr Molitor sagte mir, Sie fühlten sich nicht gut."

Ines sieht die Besucherin forschend an; ihre Augen haben ein unstetes, fiebriges Licht. „Sie kennen Herrn Molitor?"

„Wir wohnen beide seit einiger Zeit hier im Hotel."

Ines fährt mechanisch durch das zerwühlte Haar. Halb abgewandt, stützt sie den Kopf in die Hand und vertieft sich in das Muster des Bettvorlegers. Trotz der drückenden Schwüle laufen Frostschauer über ihre Schulter.

„Sie sollten Aspirin nehmen!" rät Juliane, die das beobachtet. „Ich glaube, Sie haben Fieber."

Ines schüttelt den Kopf. „Höchstens bitte ich um ein Schlafmittel."

„Nein — das nicht!" sagt Juliane mit Bestimmtheit. „Allenfalls Brom. Das lasse ich Ihnen gern heraufschicken. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Fräulein Discail?"

Es kommt die matte Entgegnung: „Sehr freundlich von Ihnen . . . Vielen Dank! Ich brauche nichts."

Da ist also wenig zu machen. Juliane steht auf.

Im selben Moment wendet Ines ihr voll das Gesicht zu: „Hat Herr Dr. de Hemptin mit Ihnen über mich gesprochen?"

„Wieso?" fragt Juliane überrascht. „Nein. Was meinen Sie damit?"

„Dann wird er es noch tun. Es geht auch Sie an."

Nachdenklich geht Juliane auf ihr Zimmer. Die Luft ist drückend, wie mit Elektrizität geladen. Der Himmel hat schwefelgelbe Färbung angenommen, mit lastenden bleigrauen Wolkenbänken, die sich langsam über die Dächer heranschieben. Man kann kaum noch atmen, ob die Fenster auf sind oder nicht. Clever hat sich unters Bett verkrochen, zitternd, mit gesträubtem Nackenfell und heraushängender Zunge.

Später kommt Hemptin herauf. Juliane hat es erwartet. Er läßt sich matt in einen Sessel fallen. „Furchtbar!" seufzt er resigniert und wischt sich mit dem Taschentuch das Gesicht ab. „Ich werde in diesem Lande nicht lange leben."

„Ich auch nicht", meint Juliane, die am Fenster lehnt.

„So — also nicht? Na . . ." Hemptin sieht sich nach ihr um, aber er kann nur ziemlich wesenlose Konturen erkennen. „Ich könnte dir auch nicht raten. Offen gestanden. Nein . . . Sie haben den anscheinend grundanständigen Molitor 'reingelegt. Meiner Auffassung nach gründlich. Und mit sehr schäbigen Mitteln. Um nicht zu sagen: gemein — so was!"

Juliane hat sich von ihrem Platz am Fenster entfernt und steht jetzt vor ihm. „Mackenzie?" fragt sie schnell, aber leise. „Vitry? Ines Discail? Was hat sie dir gesagt, Eugen? Sie machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Sie meinte, du würdest noch mit mir sprechen — es ginge auch mich an . . ."

Hemptin versucht im Halbdunkel zu erkennen, ob seine Manschettenknöpfe auch richtig sitzen, dreht die in Gold gefaßten Skarabäen zwischen den Fingern und erwidert dann: „Wenn sie das gesagt hat — gut! Unsereiner hat ja so etwas wie berufliche Schweigepflicht — verstehst du? Auch gegen Verwandte. Na schön — hör zu! Ich hätte die ganze Sache sonst am andern Ende angefaßt. Ist aber einfacher so. Es hat sich an Bord einiges zugetragen. Oder eigentlich: Es war schon alles geschehen. Leider. Molitor tut mir leid. Die Ines — na — schließlich auch . . ."

Hemptins Bericht ist knapp. Verbrämt von einigen saloppen Redensarten, die abschwächen sollen, für Julianes Ohr aber unterstreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachbarschaft.

Von Anton Mailly.

In alten Ortschaften und Städten werden noch heute unter Bürgern und Bauern einer Straße oder eines Platzes Feste abgehalten, deren Herkunft ziemlich dunkel ist. Man nennt sie Nachbarschaftsfeste, das Nachbar-Bier auch das Pfingstgelade oder die Burschengemeinde. Fragt man nach ihrem Ursprung, so heißt es gewöhnlich, daß diese heiteren Zusammenkünfte, die einmal im Jahre oder nach bestimmten Jahren immer wieder stattfinden und mitunter originelle Bräuche aufweisen, nach einem Kriege oder nach einer Seuchenzeit entstanden seien. In manchen Gegenden leitet man sie auch von der mittelalterlichen Kirmes ab, in Wirklichkeit aber sind sie Reste aus uralten Weistümern.

Bei den alten Deutschen gab es drei Stände: die Adeligen, die Freien und die Hörigen oder Knechte. Die Volksgenossenschaft bestand eigentlich aus den Freien, aus den eigentlichen Grundbesitzern, den Bauern. Sie hatten freie Rechte und standen unter sich in einer festen Gemeindeverbindung, in einer Gesamtbürgerschaft und Rechtsgenossenschaft, wie Jakob Grimm in seinen „Rechtsaltertümern" hervorhebt. Diese Freien nannten sich untereinander Nachbarn (aus nâhgipûrs, lat. vicinus). Gewisse Rechte, die sich auf Kauf und Verkauf von Gründen, Häusern, Bodenprodukten bezogen, wurden ebenso wie die Pflichten von den Nachbarn streng berücksichtigt. Diese solidarische, wirtschaftliche Gemeinschaft gestaltete aus dem Worte Nachbar sozusagen eine engere Freundschaft, und noch heute ist auf dem Lande der uralte Begriffssinn erhalten geblieben. Für gelegentliche Freundschaftsdienste kommt bei dem Bauer vor allem der Nachbar in Betracht, der Anrainer, der auch in Abwesenheit des Bauern seinen Hof behütet. Diese engere Freundschaft erstreckt sich sowohl auf den rechten als auf den linken Anrainer, obzwar aus den Bräuchen zu ersehen ist, daß der rechte Nachbar gewöhnlich bevorzugt wird. Bei einer Heirat werden vor allem die beiden Nachbarn eingeladen und auch beim Santanz, bei einer guten Obsternte nicht vergessen.

Besonders anschaulich lehrreich schildern die alten Dorfordnungen das engere Nachbarschaftsverhältnis, die „Nachpaurschaft" der Ortsbewohner. In der Dorfordnung von Gröbschütz in Sachsen aus dem Jahre 1793 werden die Pflichten der Bauern, die immer Nachbarn genannt werden, genau verkündet. Besonders interessant sind darin die zwei letzten Punkte. Da heißt es nämlich, daß jeder neue Nachbar vier bestimmte Obstbäume auf dem Gemeindegrund einzupflanzen und der Gemeinde nach Erlangung des Nachbarrechtes eine Tonne Bier aus eigenen Mitteln zum „Leihkauf" zu geben hat. Schickt die Gemeinde das Eisen, das ist das Nachbarzeichen, herum, so müssen die Nachbarn in einer halben Stunde in der einberufenen Versammlung erscheinen, ansonsten eine Buße erlegen. In dieser Ordnung kommt das Rechtsleben in einer Gemeinde besonders anschaulich zum Ausdruck. Hier fällt das Nachbarzeichen auf — nämlich ein Stock, ein Knüttel oder eine eiserne Stange — wie die Keule an den Stadttoren als Rechtssymbol dient. Das unter allerlei Namen bekannte Nachbarzeichen wurde von Haus zu Haus mit der mündlichen Botschaft des Schulzen weitergegeben. Die Nachbarschaftsrechte mußten streng berücksichtigt werden, und in Zeiten der Not, bei Feuersbrünsten, Überschwemmungen, Feindesgefahr hatten alle Nachbarn wacker mitzuhelfen.

Die Stadt Einbeck in Hannover feiert seit dem 16. Jahrhundert in gewissen Zeiträumen das Nachbarschaftsfest. Während des heiteren Festes werden alle Klassenunterschiede aufgehoben, was an die Gemeinschaft der alten freien Nachbarn lebhaft erinnert. Wer daran teilnimmt, ist der „Herr Nachbar", die „Frau Nachbarin", und aus alter Zeit hat sich sogar der Nachbarspruch erhalten: „Vivat de Nanwerschopp, — Vivat de ganze Tropp, — Arm und Rieke, — Vivat hüt glieke". Nach einer Studie von Professor Feise werden 11 solche Nachbarschaften in Einbeck genannt, die aus den Bewohnern der verschiedenen Hauptstraßen der Stadt sich gebildet haben. Zum erstenmal werden sie als burscope im Jahre 1315 erwähnt, und nach der alten Polizeiordnung von 1573 und den Statuten von 1658 hatten die Nachbarn, zu denen die Hausbesitzer und auch die Mieter gehörten, bestimmte kommunale Aufgaben zu erfüllen, die heute zum großen Teil von den Gemeindeämtern besorgt werden. In Überlingen am Bodensee wird das Fest der „Nachbarschaftstrunk" genannt. Ein Hausbesitzerverein veranstaltet ihn zu Johanni oder am Peter und Paultag. Hier leben die alten Rechte der Dorfordnungen fort. Der ursprüngliche Zweck dieser „Nachbarschaft" war nach ihrer Chronik Pflege guter Freundschaft, sich gegenseitig in der Not beizustehen und etwaige Zwistigkeiten bei einem Trunke Wein zu schlichten. Daß diese Nachbarschaft, wie die Chronik mitteilt, aus der Pestzeit 1610/11 herrühren soll, ist kaum anzunehmen. Wahrscheinlich fand damals wohl nur ein Wiederaufleben der uralten Einrichtung in einigen Gassen statt. Jede Nachbarschaft hat hier als Vorstand einen „Gassenpfleger", der zugleich Vermögensverwalter ist. Ihm zur Seite steht der „Nachbarschaftsmesner". Beide werden auf Lebenszeit gewählt. Auch die Statuten lassen deutlich den Sinn der alten Nachbarschaften erkennen.

Im „Weißen Schwan" am Frauenplan in Weimar wird eine Stube die „Gemeindestube" genannt, weil die „Planburschengemeinde" hier seit altersher das Zwiebelmarktfest feiert. Bereits eine Chronik aus dem Jahre 1653 erwähnt diese kuriose Feier, die sich als ein uraltes Nachbarschaftsfest enthüllt. Am Vorabend des Festes, das immer an einem Sonntag ist, versammeln sich die Planburschen, nämlich die am Frauenplan ansässigen Hausbesitzer, beim „Gemeindewirt" im „Schwan", um hier die Zwiebelwaagen auszuputzen. Wer während des Jahres sein Haus ausbessern ließ, muß erwarten, daß ihm während der Nacht eine Waage an sein Haus gehängt wird, was ihn verpflichtet, Tags darauf die „Gemeinde" mit dem traditionellen Speck- und Zwiebelkuchen zu traktieren. Dann wird am Frauenplan ein mit Reisig, Zwiebelkranz und bunten Bändern geschmückter Mastbaum aufgerichtet. Am Sonntagmorgen findet das Zwiebelkuchenfrühstück statt. Auch Goethe hat an diesem alten Nachbarschaftsfeste teilgenommen. Als Hausbesitzer war er ja auch ein Planbursche und unterließ es nicht, an diesem Tage seine Freunde mit dem Zwiebelkuchen zu überraschen. Goethe hat auch der „Gemeinde" das Vorrecht verschafft, das Fest und den Markt in althergebrachter Form weiter abzuhalten. Das Fest am Frauenplan ist erhalten geblieben, der Gemüsemarkt findet aber jetzt in der nahen Schillerstraße statt.

Ausgewanderte Deutsche haben das Nachbarschaftsfest in ihren neuen Ansiedlungen eingeführt. So blieb bei den Deutschen in Siebenbürgen diese wirtschaftliche Einführung bis auf den heutigen Tag erhalten und hat sich in der Fremde angeblich besonders gut bewährt. Selbst nach Amerika sollen deutsche Auswanderer die „Nachbarschaften" verpflanzt haben.

Gang durch einen Oktobertag.

Die Sonne hatte schon alle Nebel von der herbstgoldenen Welt getrunken. Da machten wir uns auf den Weg. Zuerst gingen wir die schnurgerade Schienenstrecke entlang. Trotz des Oktobertages war die Luft noch köstlich warm. Von der Eisenbahnbrücke hielten wir kurze Umschau. In bewaldeten Hügeln sanft gebettet, floß ruhig die Brahe dahin. Sonnenbeschienen lag das Kaschubendörfchen. Die Birken auf der kleinen Insel spiegelten sich in dem dunkeln Wasser.

Wir stiegen den Damm hinunter. Vorläufig versperrten uns die Kusseln eine weitere Aussicht. Nur ein Teil von dem blauen See war zu sehen. Kaum hatten wir den Wald hinter uns, erhob sich ein weit gedehnter Sandberg. Darauf thronte ein altes Fischerhäuschen. Wir gingen durch den Garten dieses einsamen Bergschlößchens, trotzdem die aufgeregte Putenschar eifrig protestierte. Der Steig führte im Walde dicht am See entlang. Die Sonne sandte ihre Strahlenfinger durch das leisewebende Nadeldach. Wo sie die Stämme streiften, schienen die Kiefern zu lächeln. Hellgrün leuchtete der Moosteppich, auf dem wir wortlos dahinwanderten. Weich sank der Fuß ein. Nur manchmal knackte ein dürrer Zweig. Die Wellen rollten mit eintönigem Rauschen an den Uferrand und umspülten die Erlen. Wir gelangten zu einem richtigen „Urwald". Durfte man sich da wohl hineinwagen?

Er sah so düster und gruselig aus. Große Tannen und Kiefern standen so dicht zusammen, daß kaum ein Sonnenstrahl zur Erde dringen konnte. Der Steig ging auch hierin weiter. Manchmal mußte man sich bücken, weil die Äste darüber gewachsen waren. Zur Linken das Dickicht, zur Rechten ein Stück Morast bis zum See. Aus den Wasserpfützen lachte ein Fetzen Himmelsblau. Seltsam genug sah es aus. Auch hellgelbe Laubblätter leuchteten hinaus. Da standen verkrüppelte und umgestürzte Erlen. All dies war so verwildert und fremdartig, daß man es mit einiger Verwunderung erblickte. Waren hier schon so viel Menschen gegangen, die den Steig ausgetreten hatten? Oder waren es Tiere gewesen? Da sahen wir im Stamm einer schönen Birke geschnitzte Namenszüge. Als wir aus dem Dickicht kamen, lag eine steile, grüne Bergeshalde vor uns. Mit Mühe kletterten wir hinan. Hier war wieder Sonne und eine freie, weite Aussicht. Unten lag der leise raunende See so weit, so weit — Zwischen Wasser und Himmel lagen nur die Kiefernwälder. Mit sanftgeschwungenen Linien zeichneten sie sich vom mattblauen Horizont ab. Mitten im dunklen Wäldergrün träumten lange Alleen goldumflorter Birken.

Beim Weitergehen erreichten wir eine tiefe Schlucht. Auf dem Sande waren viel Wildschweinspuren sichtbar. Ein Weg war total zerwühlt. — Endlich waren wir am Ende des Sees. Als wir auf der Brahebrücke standen, lag die blauverschleierte Ferne wieder vor uns, weit und unerreichbar! Rings nur Seen und Wälder. An der Straße lohte ein Laubwald in wunderschönen Farben.

Der Heimweg führte auf der anderen Seite des Sees. Wundervoll waren die Birken in ihrem gelben Schmuck. Von Zeit zu Zeit ging ein traumhaftes Flüstern durch ihren Schleier. Dann fielen sacht ein paar gelöste Blätter herab. Stilles Verwehn und Vergehn! Eine große leuchtende Espe stand dicht am Ufer. — Von einem hohen Wall sahen wir dem feurigen Sonnenball nach, wie er langsam hinter die Kiefernkronen sank. Unendlicher Friede war über der Natur ausgebreitet. Die Bäume hatten ihr Rauschen eingestellt und der See seinen Wellentakt. Abendrotfarben spielten zitternd über die glatte Fläche. Das Lärmen der Wildenten war das einzig laute Geräusch. So sahen wir den Tag versinken und verlöschen. Durch die dämmernde Erlenwildnis sangen die Quellnymphen noch ein leises Lied: Vom gewesenen Tage.

Hildegard Schmelzer.

Raubt der Affe Menschenfrauen?

Von **Franz Schombach.**

Großes Aufsehen erregte vor nicht allzu langer Zeit die abenteuerliche Erzählung der birmanischen Schauspielerin Mya Than. Sie stand als Zeugin vor Gericht, während fünf Männer angeklagt waren, die Künstlerin entführt zu haben. Mya Than sagte aus: „Ich saß gerade in einer Teediele von Mandalay, als ich plötzlich ergriffen, geknebelt und in einen Kraftwagen geschleppt wurde. In einem freien Felde hielt das Auto. Dann trug mich Ba-Tot" — damit wies die Erzählerin auf einen der Angeklagten — „auf seinen Armen in eine einsame Hütte und zwang mich, dort zu bleiben. Nach fünf Tagen besuchten wir alle einen Wasserfall, der mitten im Walde lag, und nun glückte es mir, in das Dickicht zu entschlüpfen. Ich wanderte mehrere Stunden auf einem schmalen Pfade entlang, als plötzlich ein riesiger Orang-Utan sich auf mich stürzte und mich mit sich schleppte. Ich schrie, so laut ich konnte. Und schließlich schien dies dem Untier auf die Nerven zu gehen. Der Orang-Utan ließ mich fallen und rückte aus. Ich wanderte viele Stunden weiter und wurde schließlich gerettet."

Diese aufregenden Schicksale der noch im zarten Alter von dreizehn Lenzen stehenden Diva erweckten allgemeines Mitgefühl. Leider stellte sich dann heraus, daß sich in der Erzählung Wahrheit und Dichtung in schier unentwirrbarem Knäuel ineinander verschlungen hatten, so daß manches überhaupt nicht aufgeklärt werden konnte. So auch das Attentat des lüsternen Orang-Utan. Aber darüber hatte der Richter schließlich nicht zu bestimmen, denn der Affe saß nicht auf der Anklagebank.

Immerhin hat der Glaube, daß Affen Menschenfrauen rauben, seit der phantasievollen Erzählung der birmanischen Filmdiva sehr an Anhängern verloren. Denn: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht; und wenn er auch die Wahrheit spricht." Kürzlich aber ist dem Affengeschlecht ein neuer Ankläger erstanden, der Glaubwürdigkeit verdient, und zwar handelt es sich um den bekannten Tierforscher Reißmann, der in einer großen englischen Zeitung einen Beitrag zu der Frage liefert, ob der afrikanische Gorilla Menschenfrauen raubt.

Wie Reißmann erzählt, befand er sich nahe der Grenze der Stämme Jaunden und Bakoko, als plötzlich einer seiner Begleiter zu ihm ins Haus stürzte mit dem entsetzten Rufe: „Herr, der große Buschmann ist da!" Der Forscher riß das Gewehr von der Wand und stürzte der Stelle zu, von der aus ein ohrenzerreißendes Geschrei erscholl. Es war ein grauenvoller Anblick, der sich ihm dort bot. Auf einem Schwarzen lag ein mächtiger Gorilla, der seinem Opfer mit teuflischer Bosheit und Kraft die Arm- und Beinmuskeln bis auf die Knochen zerriß. Mit gezückten Messern standen die Schwarzen um die Bestie herum, wagten sie jedoch nicht anzugreifen. Beim Herannahen des Weißen richtete sich der riesige Affe kampfbereit auf. Aber Reißmann war so glücklich, einen Herzschuß anbringen zu können. Der Gorilla wankte drei Schritt beiseite und brach dann tot zusammen. Er hatte seine böse Lust mit dem Leben bezahlt. Er war nämlich wenige Minuten zuvor in aller Gemütsruhe aus dem Busch herausspaziert und über eine der dort arbeitenden Frauen hergefallen, um sie zu entführen. Aber die Überrumpelte hatte so fürchterlich geschrien, daß die Herren der Schöpfung aus dem süßen Nichtstun emporgeschreckt wurden und entsetzt herbei eilten. Das schwarze Weib ließ der Affe nun fahren, aber nur, um an dem nächstbesten Manne seine Wut auszulassen.



Bunte Chronik



*** Das lebende Grabmal einer Raupe.** Von einem seltsamen Lebewesen berichtet der Forscher E. Kingdon Ward in seinem letzten Werke „The Mistery Rivers of Tibet" (Die geheimnisvollen Flüsse von Tibet). Er fand nämlich in der Nähe seines Zeltes einen kleinen Pilz. Der ragte wie ein schwarzer Finger aus dem Grase hervor, das in jener alpinen Gegend sehr kurz ist. Der Forscher bezeichnet den Pilz als das lebende Grabmal einer Raupe. Die Pflanze hat nämlich die Eigentümlichkeit, aus dem verwesenden Kadaver nur dieser einen Tierart emporzuwachsen. Der Pilz gehört zur Gattung Cordyceps, die auch in Europa vertreten ist. Die Chinesen haben der Schmarotzerpflanze den Namen Insektenfresser verliehen und sie mit einem reichen Kranz von Legenden umgeben. Nach ihrer Ansicht verwandelt sich das Insekt unmittelbar in eine Pflanze, was sich ja auch durch den Augenschein zu bestätigen scheint, denn die tote Raupe besitzt noch vollkommen ihre Umrisse und ihre unversehrte braune Haut, wenn der schwarze kleine Pilzfinger daraus empor wächst. Daß sich um dieses groteske Bild allerlei Aberglauben rankt, ist also nicht zu verwundern. Wie es sich auch erklären läßt, daß diesem Pilze übernatürliche Kräfte und heilende Wirkung zugeschrieben werden. Der Boy des Forschers war über den Fund begreiflicherweise sehr entzückt und zögerte denn auch nicht, ihn so schnell wie möglich in der nächsten chinesischen Grenzstadt in klingende Münze umzusetzen. Die Chinesen sind eben [illegible]tige Geschäftsleute, besonders die Heilkundigen, die Ärzte und Apotheker. Und all jener finstere Aberglaube wird nur deshalb so eifrig verbreitet, damit sich die hochgelehrten und zauberkundigen Herren ins rechte Licht setzen können. Und die chinesische Heil- und Arzneikunde ist ein geheimnisvolles Gebiet, zu dem nur ganz wenig Auserwählte Zutritt erlangen. Wobei allerdings zugegeben werden muß, daß unter all diesem Wust ein Körnlein Wahrheit verborgen sein, also auch dem Insektenfresser eine gewisse Heilkraft innewohnen mag.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.